

SELBSTERFAHRUNGSBERICHT VON MARTINA METZGER (1980–2009)

Martina Metzger

Dass ich mich heute mit 29 Jahren in der Endphase meiner Doktorarbeit befinden würde, war in meinen ersten Lebensjahren keineswegs absehbar. Jeder Schritt in diese Richtung war ein Versuch, der viel Mut von allen daran Beteiligten erforderte und dessen Ausgang völlig offen war.

In meiner frühen Kindheit war mein Leben stark von den körperlichen Auswirkungen des Moebius-Syndroms und deren Bewältigung geprägt. Mein Sehvermögen war ebenso massiv eingeschränkt wie meine Motorik. Außerdem ermüdete ich sehr schnell. Somit war meine Kindheit von der Erfahrung geprägt, immer wieder deutlich mit meinen Grenzen konfrontiert zu werden. Ich musste viele alltägliche Dinge wie das Trinken aus der Flasche, das Festhalten eines Stifts oder auch das verständliche Sprechen mit viel Geduld und Disziplin üben und lernen. Therapien und Arztbesuche bestimmten den Alltag in meinen ersten Lebensjahren. Im Kinderzentrum München erhielt ich dafür die beste Förderung, die damals möglich war. Nicht nur Fitness und Motorik, sondern auch mein Sehvermögen verbesserte sich infolge der verschiedenen Behandlungen langfristig erheblich. Nur so ist es denkbar, dass mein damaliger Zustand heute nur noch eine ferne Erinnerung ist, die mir manchmal etwas unwirklich vorkommt.

Mindestens ebenso viel Mühe wie die Behebung meiner körperlichen Einschränkungen erforderte meine soziale Integration als Kind. Besonders im Kindergartenalter habe ich die Kontaktaufnahme mit Gleichaltrigen als extrem schwierig – wenn nicht gar als Ding der Unmöglichkeit – erlebt. Bei den anderen Kindern funktionierte der Kontakt in diesem Alter über die Mimik –

ein Weg, der für mich wegen des Moebius-Syndroms blockiert war. Als dementsprechend verunsichernd und verwirrend empfand ich solche Situationen. Bei den üblichen Kinderspielen – vor allem mit dem Ball, aber auch beim Fangen –, bei denen es vor allem um Geschicklichkeit, Reaktionsvermögen und körperliche Stärke ging, stand ich meist am Rand, weil mir das zu viel war. Immer wieder erlebte ich, dass ich nicht dazugehörte. Daraus entwickelte sich das diffuse Gefühl, dass mit mir irgendwas nicht stimmte – dass ich so, wie ich war, nicht in Ordnung war. Ich war damals zu klein, um zu begreifen, was ich dagegen tun konnte. Aus Angst, etwas falsch zu machen, verhielt ich mich sehr zurückhaltend und unauffällig.

Wegen meiner stark begrenzten körperlichen Belastbarkeit und wegen meiner Kontaktschwierigkeiten war es keinesfalls selbstverständlich, dass ich in eine Integrationsklasse eingeschult werden konnte. Ich habe diesen Druck des Systems als Kind intuitiv durchaus wahrgenommen. Ich ahnte, dass ich mich möglichst angepasst zu verhalten hatte, um meine Integrationsfähigkeit unter Beweis zu stellen. Die Möglichkeiten für den Besuch einer integrativen Schulklasse waren in den achtziger Jahren in Bayern sehr begrenzt – für mich kam dafür nur die Montessori-Schule der Aktion Sonnenschein in München infrage. Es war dem Mut meiner Eltern und des Lehrers, in dessen Klasse ich kam, zu verdanken, dass ich diese Chance bekam. Dort gab es Jahrgangsmischung, was für meine soziale Entwicklung wertvoll war. Dadurch war es für mich im Laufe der Zeit möglich, von älteren Schülern zu lernen und Jüngere zu unterstützen. Ich hatte das Glück, dass es in meiner Klasse sehr nette Kinder gab, die auf mich zingingen und mich so annahmen, wie ich war. Dort konnte ich intensivere Freundschaften schließen, was ich als Ermutigung erlebte. Auch wenn vor allem die schriftlichen Hausaufgaben anstrengend waren, weil ich dafür immer viel Zeit benötigte, lebte ich in der Grundschulzeit richtig auf. Als ich lesen konnte, entwickelte ich mich zu einer richtigen Leserin. Eine besondere Leidenschaft hatte ich schon früh für

Sachbücher über Geschichte, Archäologie und Astronomie. Ich hatte Freude daran, meinen Wissensdurst zu stillen, und genoss es, in Büchern zu versinken. Die Entscheidung über den Übertritt auf eine weiterführende Schule nach der vierten Klasse war eine weitere Weichenstellung, die mit Herausforderungen verbunden war. Da ich so begeistert danach strebte, mein Wissen zu erweitern, lag die Idee nahe, es mit dem Gymnasium zu versuchen, auch wenn der Weg dorthin eine gewisse Hürde darstellte. Wie alle meiner Mitschüler von der Montessori-Schule musste ich unabhängig von meinem Übertrittszeugnis eine Aufnahmeprüfung ablegen. Es fiel mir schwer, dem Druck dieser schriftlichen Prüfungen, die mich anstrebten, standzuhalten. Daher profitierte ich sehr davon, dass mein Grundschullehrer mir die Chance einräumte, die vierte Klasse freiwillig zu wiederholen und damit in reiferer und stärkerer Verfassung den Übertritt anzupacken. Man machte mir jedoch auch frühzeitig klar, dass dieser Weg Arbeit und Anstrengung von meiner Seite erforderte. Weil ich die starke Motivation verspürte, viel zu lernen, nahm ich das bewusst in Kauf. Es gab damals bereits ein kleines privates Gymnasium in München, das Integration durchführte. Diese Schule war für mich geeignet, weil sie bereit war, auf meine besonderen Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen. Die wohlwollende Haltung der Lehrer an dieser Schule hat es mir sehr erleichtert, die Belastung der im Jahr 1992 außerordentlich anspruchsvoll ausgefallenen Prüfungsaufgaben durchzustehen. Ihrer Offenheit habe ich viel zu verdanken.

Mit den Leistungsanforderungen am Gymnasium kam ich gut zurecht. Aufgrund meiner großen Motivation, viel zu lernen, bereitete es mir kaum Probleme, die erforderliche Disziplin dafür aufzubringen. Für die schriftlichen Klausuren bekam ich Nachteilsausgleich in Form von Arbeitszeitverlängerung. Daher beeinträchtigte mich meine Behinderung in schulischer Hinsicht kaum noch. Das Lernen machte mir Freude und ich bekam deshalb gute Noten. Daher gehörte ich seit der Unterstufe zu den Klassenbesten. Anders sah

es jedoch im Teenageralter im sozialen Bereich aus. Meine Freunde aus der Grundschule waren in andere Gymnasien in anderen Stadtteilen Münchens gegangen. In der neuen Schule hatte ich ganz andere Interessen als meine Klassenkameraden. Darüber hinaus erregte mein schulischer Erfolg ihren Neid. Daher wurde ich ausgegrenzt und schikaniert. Dies geschah kaum in Form offener Angriffe, sondern eher durch subtile Attacken, durch die ich mich erniedrigt fühlte. In der fünften Klasse versuchte ich zunächst, mich anzupassen und allen alles recht zu machen. Je mehr ich das tat, desto mehr drängte ich mich selber ins Abseits. Ich war dann nicht mehr ich selbst und strahlte das auch aus. Doch mit der Zeit konzentrierte ich mich, unterstützt und bestärkt von meinen Eltern, immer mehr auf die Dinge, die mich erfüllten und die ich gerne tat. Ich las immer noch gerne und beschäftigte mich mit Politik und mit dem Zeitgeschehen. Vor allem die Kulturen und die Geschichte des Nahen Ostens interessierten mich. Es machte mir Spaß, in Biografien und Romanen mit politischem und historischem Hintergrund zu schmökern. In den Sommerferien nahm ich gerne am museumspädagogischen Ferienprogramm in der Ägyptischen Staatssammlung in München teil. Dort konnte ich meine Interessen ausleben. So schmerzhaft ich die Erfahrung der Ausgrenzung in der Schule auch empfunden habe, sie hat mich trotzdem auch dazu gebracht, mich im Leben an den Dingen zu konzentrieren, die mich erfüllen und die mir wirklich wichtig sind. Dadurch habe ich eine innere Souveränität gewonnen, die es mir erleichtert hat, mit den Schwierigkeiten des täglichen Daseins fertig zu werden.

Als ich gerade in die siebte Klasse gekommen war, erhielt mein Leben eine Wende, die für meine weitere persönliche und soziale Entwicklung entscheidend sein sollte. Seit meiner Kindheit hatte sich meine Wirbelsäule – verschärft durch den Wachstumsschub in der Pubertät – in beunruhigendem Ausmaß seitlich verkrümmt. Eine Operation war unvermeidlich, um meine Gesundheit und meine Lebensqualität dauerhaft sicherstellen zu können.

Dabei wurde mir in einem komplizierten und langen operativen Eingriff ein Stab eingesetzt, der für eine Stabilisierung sorgte. Um darauf bestmöglich vorbereitet zu sein und das Risiko – dieses war für die Ärzte in meinem Fall aufgrund fehlender Erfahrungen mit dem Moebius-Syndrom ohnehin kaum absehbar – in vertretbaren Grenzen zu halten, war eine umfangreiche stationäre Vorbereitung erforderlich. In vier Monaten wurde meine Wirbelsäule aufgelockert, um die Operation sicher durchführen zu können. Darüber hinaus stärkte ich meine körperliche Fitness durch ein Trainingsprogramm. Zudem erhielten wir auf der Kinderstation moralische Unterstützung durch eine Heilpädagogin. Sie hat mein Selbstbewusstsein gestärkt und mich dazu ermutigt, meine Bedürfnisse klar zum Ausdruck zu bringen. Das hat es mir sehr erleichtert, diese Zeit durchzustehen und daraus einen Gewinn zu ziehen. Ich bin sehr froh, dass auch der Eingriff gut gelaufen ist und dass es zu keinen Komplikationen gekommen ist. Aufgrund des monatelangen Krankenhausaufenthalts nahm ich in der siebten Klasse zwischen Weihnachten und Schuljahresende nicht mehr am Unterricht teil. Von der Schule erhielt ich in der ganzen Zeit Unterstützung. Auch meine Klassenkameraden hatten nun begriffen, dass meine Lebenssituation nicht nur aus den von ihnen beneideten guten Noten bestand, sondern durchaus auch belastende Aspekte beinhaltete. Sie schickten mir regelmäßig Post ins Krankenhaus. Dass ich diese Herausforderungen, die für viele andere kaum vorstellbar schienen, gemeistert habe, hat mir auch in der Klasse Anerkennung eingebracht. Die Lehrer trauten mir zu, den versäumten Stoff in den folgenden Sommerferien nachzulernen und dann in die achte Klasse vorzurücken. Mit Hilfe eines gemeinsam mit meinen Eltern aufgestellten Lernplans gelang mir dies ohne größere Probleme. Alles in allem bin ich dankbar für die mit der Operation zusammenhängende Lebenserfahrung. Ich habe nicht nur gelernt, verantwortungsvoll mit meinem Körper umzugehen, für den ich dadurch mehr Achtsamkeit und Wertschätzung entwickeln konnte, sondern ich habe daraus auch eine innere Stärkung mitgenommen.

„Ich bin dankbar, dass ich in meinem Leben viel Unterstützung, Ermutigung und Solidarität erfahren durfte.“

Martina Metzger

Als ich wieder in den Schulalltag zurückkehrte, waren meine Leistungen nahezu genauso gut wie vorher. Auch wenn für mich nach wie vor andere Dinge wichtig waren als für die Mehrheit meiner Klassenkameraden, wurde ich trotzdem nun von den meisten so respektiert, wie ich war. Kurz nach meiner Rückkehr ins Gymnasium lernte ich einen guten Freund kennen, mit dem ich bis heute einen wertvollen und regelmäßigen Kontakt pflege. Wir konnten uns auf tiefgehender Ebene über intellektuelle Themen austauschen und auch miteinander großen Spaß haben. Nach der Ausnahmesituation, die die Operation gebracht hatte, ging mein Leben nun wieder den normalen geordneten Gang. Natürlich kam es auch zu Rückschlägen und Zweifeln. Insbesondere als ich volljährig wurde, beschäftigte mich zunehmend die Frage, welche Bedeutung meine Behinderung für mich als Erwachsene hatte. So musste ich begreifen, dass ich aufgrund meines eingeschränkten Sehvermögens keinen Führerschein machen konnte. Ich lernte, diese Einschränkungen anzunehmen und einen Weg zu finden, damit klarzukommen. Darüber hinaus erkannte ich, dass es mich weiterbrachte, wenn ich – wie bei meiner Wirbelsäulenoperation – das Leben anpackte und meine persönlichen Ressourcen und Stärken gezielt mobilisierte. Dementsprechend war ich motiviert, ein gutes Abitur zu machen, um dann etwas studieren zu können, was mich wirklich interessierte. Das gelang mir auch. Ich schloss 2001 das Gymnasium als Jahrgangsbeste mit Note 1,5 ab.

Schon in der Endphase meiner Schulzeit hatte ich erste Vorbereitungen für die Zeit danach getroffen und mich entsprechend informiert. Ich beschloss nach meinem Abitur, zum Studium nach Bayreuth zu gehen, wo es eine kleine und übersichtliche Campus-Universität gab. Eine für mich geeignete Unterkunft fand ich in einer WG in einem Wohnheim des Studentenwerks. Bei der Fächerwahl orientierte ich mich an meinen Interessen und schrieb mich für den Magisterstudiengang Neueste Geschichte mit den Nebenfächern Geschichte Afrikas und Islamwissenschaft ein. In den ersten vier Semestern

lernte ich in einem Intensivkurs Arabisch, was eine Herausforderung war, die mir aber auch große Freude bereitete. Um meine Lebensqualität zu verbessern, begann ich, regelmäßig schwimmen zu gehen. Nachdem ich merkte, dass ich sowohl das Studium als auch das selbstständige Leben bewältigen konnte, brachte ich mich zunehmend im universitären und politischen Leben ein. Daraus ergaben sich wertvolle Kontakte, die mir einen Nebenjob als Pressereferentin der Stadtratsfraktion der Grünen verschafften. Damit verdiente ich zum ersten Mal regelmäßig eigenes Geld. Im Sommer 2004 konnte ich mir dann einen langgehegten Traum erfüllen und die Einladung einer Freundin zu einem Besuch in Ägypten annehmen. Sie machte dort ein Auslandsjahr, und ich erhielt Einblicke in das Leben in dem Land, das mich so lange schon fasziniert hatte. Ich machte im Studium die Erfahrung, dass ich trotz meiner Behinderung ein selbstbestimmtes und interessantes Leben führen konnte.

Der Studienabschluss war ein erneuter Übergang in einen neuen Abschnitt, der weitere Herausforderungen mit sich brachte. Für die Magisterarbeit wählte ich ein Thema aus der deutschen Nachkriegsgeschichte. Das Engagement und die Kreativität, die die Menschen mobilisierten, um den Neuanfang anzupacken, begeisterten mich. Da ich das Beispiel Berlins besonders spannend fand, wählte ich diese Stadt und behandelte den Wiederaufbau in den Jahren 1945 bis 1949 in meiner Abschlussarbeit. Trotz der Anforderungen, die die Auswertung des umfangreichen und manchmal auch unübersichtlichen Materials darstellte, und mancher Unsicherheiten über meine weitere Zukunft, habe ich es geschafft, mein Studium in der Regelstudienzeit in neun Semestern abzuschließen. Danach bot mir mein Professor in Bayreuth an, bei ihm eine Doktorarbeit zu verfassen. Ich wollte auf den Ergebnissen meiner Magisterarbeit aufbauen und wählte daher das Thema „Bewältigung, Auswirkungen und Nachwirkungen des Bombenkrieges in Berlin und London 1940–1955. Zerstörung und Wiederaufbau zweier euro-

päischer Hauptstädte“. Um meinen Lebensunterhalt und die Forschungskosten zu finanzieren, bewarb ich mich um ein Promotionsstipendium bei der Heinrich-Böll-Stiftung. Es gelang mir, das anspruchsvolle Auswahlverfahren zu bestehen. Von diesem Stipendium kann ich bis heute gut leben. Darüber hinaus weiß ich die Menschlichkeit und den bereichernden Austausch im Miteinander der Stipendiaten sehr zu schätzen. Der für mein Projekt erforderliche Rechercheaufenthalt in London war eine gute und wertvolle Erfahrung. Bei den diversen für meine Doktorarbeit erforderlichen Reisen habe ich meine Orientierung erheblich verbessern können. Dies hat nicht nur meinen Horizont erweitert, sondern auch meine Mobilität. Als ich merkte, dass ich die Anforderungen meiner Promotion im Großen und Ganzen gut meistern konnte, entschloss ich mich im Sommer 2008 dazu, an einer Lehrveranstaltung an der Uni zum Thema „Geschichte der DDR 1945–1990“ mitzuwirken. Meine Behinderung, die ich allen in der ersten Stunde erklärt habe, war dabei kein Problem. Die Studenten haben meine Beiträge als sehr positiv bewertet. Alles in allem habe ich mich in der Phase meiner Promotion in einem Ausmaß weiterentwickeln können, das ich vorher nicht für möglich gehalten habe. Dies ist eine zutiefst befriedigende und befreiende Erkenntnis.

Schon nachdem ich meine Materialsammlung abgeschlossen hatte, begann ich aber auch, meinen Blick in die Zukunft zu richten und mich mit der Frage zu beschäftigen, wie es nach der Promotion weitergehen soll und wie ich leben will. Deswegen habe ich mich vor etwas mehr als einem Jahr erfolgreich um einen Platz im ersten Mentoring-Programm für Studentinnen mit Behinderungen beworben. Sowohl der Austausch mit meinem Mentor als auch mit der gesamten Gruppe sind eine Bereicherung. Wichtig für mich war das Feedback meines Mentors, der hörgeschädigt ist und mich trotzdem gut verstehen kann, dass meine sozialen Fähigkeiten gut sind, obwohl ich mich mimisch nur begrenzt ausdrücken kann. Damit ist eine Last von mir abgefallen, die ich jahrelang mit mir herumgetragen habe. Das hat gezeigt, dass

ich Wertschätzung und Interesse auch mit Worten ausdrücken kann. Ich gehe nun offener und vertrauensvoller auf andere zu und genieße die Kommunikation. Ich bin dankbar, dass ich in meinem Leben viel Unterstützung, Ermutigung und Solidarität erfahren durfte – von meinen Eltern, von meinen Freunden sowie auch von Menschen aus dem schulischen und beruflichen Umfeld. Sie alle haben mich ermutigt und mir den Rücken gestärkt. Auch wenn ich manchmal auch Ausgrenzung und Erniedrigung erleben musste, sind die positiven Erfahrungen für mich entscheidend. Auf ihnen kann ich aufbauen, während zermürbendes Selbstmitleid und Verharren in der Opferrolle meiner Ansicht nach vertane Lebenszeit sind. Auch wenn ich im Moment noch unsicher bin, wie es vor allem beruflich weitergeht – eines weiß ich ganz bestimmt: dass ich entschlossen bin, auch in Zukunft die Dinge zu tun, die mich erfüllen und bei denen ich meine Stärken entfalten kann.